

Karl Reinhardt

14. 2. 1886–9. 1. 1958

Als am Anfang des Jahres 1958 die unerwartete Kunde eintraf, daß Karl Reinhardt von einem noch unvollendeten Buch (über die Ilias) und von anderen Plänen weg uns plötzlich entrissen worden sei, tat sie bitter weh. Er gehörte zu jenen seltenen Erscheinungen, bei deren Anblick man sich gestärkt und gebildet fühlte, zumal in einer wirren Zeit. Denn Reinhardt war in der Tiefe seiner selbst ganz sicher, wenn er auch äußerlich zu zaudern, zu schwanken, zu stocken schien; und gerade in der Weite seines Geistes lag die Befähigung, auf dem festbegrenzten Gebiet der griechischen Philosophie und Dichtung als schöpferischer Interpret zu wirken.

Wenn die Akademie in die Totenklage einstimmt, so wird sie sich dabei auf die Taten des Forschers besinnen und im wesentlichen beschränken müssen. Diese sind, wie immer, von Herkunft und Lebensgang mitbestimmt, worüber Reinhardt selbst nicht ohne die ihm eigene leise Ironie (und, wenn man das nicht mißverstehen will, mit etwas wehmütiger Koketterie) berichtet hat: „Wie ich klassischer Philologe wurde“ (Die Neue Rundschau 66, 1955, S. 1 ff., geschrieben 1947, „Akademisches aus zwei Epochen“); „Generationsbedingt als Jahrgang 1886, standortgebunden als Beamtensohn, . . . bei normalem Schulbesuch, bin ich zum klassischen Philologen geworden nicht zuletzt als Sohn meines Vaters, des Direktors des Frankfurter Städtischen Gymnasiums, späteren Mitbegründers der Schule Schloß Salem, Karl Reinhardt, der seinerseits, in Glauben und Wissenschaft, zeitlebens sich als Schüler seines Bonner Lehrers, des Altphilologen und Religionshistorikers Hermann Usener gefühlt hat.“ Den Spuren des Vaters folgend, bezog der Sohn Karl Reinhardt zunächst die Universität Bonn, geriet aber dann nach einem kurzen Münchener Intermezzo in den Bann von Wilamowitz in Berlin, wo er sein Studium 1906 bis 1910 fortsetzte und mit dem Staats- und Doktorexamen abschloß. Seine bedeutende lateinisch geschriebene Dissertation über allegorisch-theologische Homererklärung bezeichnete er selbst später als ‚stür‘, seine nie gedruckte Habilitationsschrift mit Beobachtungen zu den ersten drei geographischen Büchern Strabons als ‚ledern‘; immerhin wurde er mit ihr in den ersten Augusttagen 1914, als eben die Wachen an den Rheinbrücken aufzogen, Privatdozent in Bonn, und von Strabon führte ein Weg zu Poseidonios. 1916 berief ihn Marburg auf eine außerordentliche Professur, 1919 die neugegründete Universität Hamburg auf das griechische Ordinariat; aber von 1923 an wußte die Vaterstadt, die Goethestadt Frankfurt, ihn dauernd an sich zu fesseln, abgesehen von dem fruchtbaren und ihm nicht unwillkommenen Zwischenspiel in Leipzig 1942–1946. Nach unserer Akademie, die ihn 1937 unter ihre korrespondierenden Mitglieder aufnahm, taten die Preußische, die Sächsische und die Britische Akademie das gleiche. Die Wahl schließlich in das Ordenskapitel der Friedenskategorie des Pour le mérite für Wissenschaften und Künste war die gemäßige Würdigung seiner großen geistigen Persönlichkeit.

Diese lebt in seinen Werken. Sie sind langsam herangereift, aber schon der ‚Parmenides‘ von 1916 zeigt, daß Reinhardt sich selbst gefunden hatte, seinen eigenen Weg und Stil in der klassischen Philologie. Er will einen der bedeutendsten frühgriechischen Philosophen, von dem nur Bruchstücke erhalten sind, ‚zum Reden bringen‘, und bekennt, daß er ‚eine Vorliebe für ihn habe‘. Es ist also ein ganz besonderes inneres Verhältnis des Interpreten zu den interpretierten Texten da, und das ist bei Reinhardt immer so geblieben. In den drei Poseidoniosbüchern der zwanziger Jahre (1921, 1926, 1928) wird die Höhe erreicht. Von Poseidonios sind verhältnismäßig wenige klar bezeugte wörtliche Fragmente überliefert; das meiste mußte herausgelöst werden aus vielen späteren Autoren, die ihn als ‚Quelle‘ benutzt haben. Die frühere Forschung hatte zu einer schwer faßbaren und wenig wahrscheinlichen Summierung von Philosophemen des Ostens und Westens unter dem Namen des Poseidonios geführt, zumal dadurch, daß sie Motiv- und Quellenforschung geistlos durcheinanderwarf. ‚Weil Quellenforschung eine umgrenzte und exakte Aufgabe bedeutet, wird sie eine Sache der Routine, der Erfindung bleiben und des Glücks‘, ist demgegenüber Reinhardts pikante Formulierung auf der letzten Seite von ‚Kosmos und Sympathie‘ (1926, S. 412). Aus der Erfassung der ‚inneren Form‘ und aus einer neuen Analyse werden die Umrisse der Gestalt des letzten großen, im Wesen hellenischen Philosophen Poseidonios des ersten Jahrhunderts vor Christus deutlich. Diese Entdeckung wurde heftig umstritten, viel leidenschaftlicher als manche These des Parmenidesbuches. Reinhardt selbst schwieg dazu; er konnte auch sonst so schön nachdenklich schweigen. Es waren ganz andere Gebiete, auf denen er in den dreißiger und vierziger Jahren produzierte. Aber 1953 brachte die Realenzyklopädie den Riesenartikel Poseidonios (278 Spalten; auch gesondert erschienen); die Bollingen Foundation in New York hatte einen auf mehrere Jahre verteilten Aufenthalt in Oxford ermöglicht, wo eine solche minutiöse retractatio am ehesten vollendet werden konnte; nach dem Verzicht von Capelle hatte Reinhardt sich verpflichtet gefühlt einzuspringen. Manche scheinen diese entsagungsvolle Pflichtleistung, oder wie man es sonst nennen will, bedauert zu haben, weil dadurch wohl anderes, Wichtigeres, Neuere ungesagt geblieben wäre.

Dazu aber darf man folgendes bemerken. Wenn im ersten großen grundlegenden ‚Poseidonios‘ von 1921 ‚auch um der Raumerparnis willen‘ die Auseinandersetzung mit der gelehrten Literatur und der Überblick über die Forschung hatten fehlen müssen, so wurde für einzelne Problemkreise in ‚Kosmos und Sympathie‘ 1926 und in ‚Ursprung und Entartung‘ 1928 manches davon nachgeholt. Nun aber ließ Reinhardt seine souveräne Beherrschung des gesamten gelehrten Apparates spielen. Man durfte auf offener Bühne schauen, was bisher etwas hinter den Kulissen gehalten war: gerade er, so sah man, der mitunter als eine Art ‚Intuitionist‘ verschrien worden war, hatte sein Geschäft sehr ernst genommen und gab im großen geschichtlichen Zusammenhang der Philologie die ‚Belege‘ für seine eigene Methode, registrierte Vorgänger, Mitforscher, Kritiker, gute und böse, prüfte sich selbst und die anderen, verbesserte oder festigte seine frühere Position. Man findet aber auch ganz neue Perlen, so nebenbei, wie etwa die unmittelbar einleuchtende Deutung eines neuen Papyruszeugnisses über eine protreptische Schrift, wodurch ganze Kartenhäuser alter Rekonstruktionen umgeblasen wurden.

Kurz vor dem dritten Poseidonios erschien eine aus Vorträgen erwachsene Schrift über Platons Mythen (1927). Unter den Werken jener schon angedeuteten ‚Zwischenzeit‘ steht in jeder Hinsicht der große Sophokles von 1933 voran (3. Aufl. 1945), an den sich die deutsche Übersetzung der Antigone 1943 (2. Aufl. 1948) eng anschließt; einsetzend bei dem entscheidenden Punkt, dem Verhältnis von Gott und Mensch, führt Reinhardt eine sprachlich-szenische Analyse der sieben erhaltenen Dramen durch, in der sich vor allem das Alterswerk des Dichters schärfer und richtiger abhebt als zuvor. Es ist eine echte in die Tiefe greifende Interpretation in schöner, des Gegenstandes würdiger Form. Die Schrift ‚Aischylos als Regisseur und Theologe‘ (1949) verfolgt am Prometheus und an der Orestie das eigentümliche, neu gesehene Problem, wie sich bei dem Schöpfer der Tragödie das Bühnentechnische und das Theologische gegenseitig bedingen, was sich bei den zwei späteren Tragikern nicht wiederholt. Ein nachgelassener Aufsatz über die Sinneskrise bei Euripides (Neue Rundschau 1958) fordert zu erneutem Nachdenken über manches Frag-

würdige bei dem jüngsten Tragiker heraus, besonders in den Spätstücken, wie etwa dem Orestes.

Einen wesentlichen Teil der Aufsätze und Reden aus den Jahren 1933–1947 vereinigt der Sammelband ‚Von Werken und Formen‘ (1947); unter dem im Titel angedeuteten Gesichtspunkt wird die Reinhardtsche Formbetrachtung ausgedehnt nicht nur auf das griechische Epos und auf Werke des klassischen 5. Jahrhunderts (Herodot, Thukydides, Aristophanes), sondern auch auf die deutsche Klassik, Goethe vor allem, auf Nietzsche und auf die klassische Philologie selbst. Das Hauptstück sind die etwa 150 Seiten über Homer, vorwiegend über die Odyssee, vom Verfasser selbst bezeichnet als ‚Gedanken zu einem Homerbuch, das nicht mehr hatte zustande kommen wollen‘. Für ein so weites und heikles Forschungsfeld ist das ein enger Spielraum; so konnten nur einige beispielhafte Interpretationen und Paraphrasen gegeben und Thesen hingestellt werden, wie z. B. (S. 43): ‚Die Ilias ist von A bis O sein (sc. Homers) Werk. Hinzugefügt zu sein scheint nur die Dolonie, das Nachtstück des zehnten Gesangs. Als Zeugnis eines etwas jüngeren Geistes, auch vor einen jüngeren Hintergrund gestellt, erscheint die Odyssee.‘ Der Essay über das Parisurteil sagt allerlei über die ganze Ilias und über den Gesamtbereich des frühen Epos; aus dem Nachlaß ist noch mehr, wenn auch, wie schon einmal gesagt, nichts Abgeschlossenes zu erwarten.

Fast zwangsläufig wird in den homerischen und aeschyleischen Studien die Auseinandersetzung mit Wilamowitz viel stärker vernehmbar als in den Schriften zur vorsokratischen und hellenistischen Philosophie und zu Sophokles. Als eine latente Spannung ist sie so gut wie überall zu spüren. ‚Was alles von uns lebt nicht in der Selbstbehauptung gegen ihn . . . ! Unser Gedankenmangel ist so groß, daß wir nicht von ihm absehen können‘, gestand Reinhardt selbst im Vorwort zu seinem ‚Aischylos‘ (geschrieben 1948); in der schon zitierten autobiographischen Skizze hat er den Eindruck, den die Erscheinung von Wilamowitz auf den Zwanzigjährigen gemacht hatte, festgehalten; noch zu allerletzt steht in der vierbändigen Deutschen Biographie ‚Die großen Deutschen‘ geschrieben: ‚Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff . . . Letzter, der die griechische Welt, wie sie die fortschreitende Forschung

erschloß, in ihrer Gesamtheit noch einmal erfaßt hat' . . . ,und der doch mehr hat sein wollen als das: der berufene Kündler des Ewigen in griechischer Größe.' Die Generation, der Reinhardt angehörte, mußte sich mit dieser, nicht widerspruchsfreien Haltung von Wilamowitz genau so auseinandersetzen wie mit seiner universalen Altertumswissenschaft. Reinhardt glaubte das Heil nicht in einem neuen ‚Programmhumanismus‘, wie er gleichzeitige Bestrebungen nannte, zu sehen. Das war bei ihm gedanklich begründet (‚Die klassische Philologie und das Klassische‘), hatte seinen Grund aber auch darin, daß er – so viele echte Freunde gerade er hatte – sich nie einer Gruppe anschloß, sondern seinen eigenen Weg ging. Dabei führten ihn, außer seinen wissenschaftlichen Lehrern, vor allem Goethe und Nietzsche, in denen, dichterisch und denkerisch, Griechisches „unmittelbar“ gegenwärtig zu sein schien, und damit reiht er sich ein in diese große deutsche Griechenlinie. Nicht wenig in den Poseidoniosbüchern ist von Goethe mitbestimmt, von Nietzsche aber das Bewußtsein der Fragwürdigkeit des eigenen Handwerks und der schriftstellerische Stil mit seinen gehäuften Fragesätzen ohne Antwort und mit seinen Ausrufezeichen in Parenthesen. Die vorwinckelmansche, vom Lateinischen ausgehende, westliche klassische Tradition scheint für ihn ohne tiefere Bedeutung gewesen zu sein. In einer solchen Begrenzung und Geschlossenheit mag die Stärke seiner „organisch“ zu nennenden Interpretationskunst liegen, die niemand von ihm übernehmen kann, es sei denn ein echter Seelenverwandter.

Rudolf Pfeiffer